

Die Heimarbeit

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **73 (2000)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zehn Tagen in den Wirtschaften. Das war ein Fehler. (...) Später ging das nicht mehr, da verlangten die Fabrikanten viel.» (K.M.)

Die totale Abhängigkeit von den Arbeitgebern hatte demzufolge auch ihre negative Seite. Die Termineure waren auf die Anlieferungen der Fabrikanten angewiesen. Zunehmend in Krisenzeiten spitzten sich, wenn es überhaupt genügend Arbeit hatte, die Termine zu. Da die Termine von den Fabrikanten festgelegt wurden, konnten sich Arbeitslosigkeit und Überlastung abwechseln.

«Es kam vor, dass sie ab Mittwoch keine Arbeit mehr hatten und am Samstag per Post oder per Auto die Arbeit kam. So mussten sie durch die Nacht von Samstag auf den Sonntag und den ganzen Sonntag hindurch arbeiten, damit sie am Montag liefern konnten. Es wurde ihnen gesagt, am Montag ist Liefertermin, und fertig. (...) Dies war die grösste Belastung, wenn sie auf Uhrenbestandteile warten mussten, und somit die Uhren nicht fortlaufend fertigstellen konnten.» (E.A.)

«Ich habe oft bis 23, ja 24 Uhr gearbeitet. Man musste einfach in einer gewissen Zeit die Uhren abliefern. Manchmal hatte ich drei, vier Tage keine Arbeit, manchmal eine Woche. Ich musste einfach auf die Teile warten.» (K.M.)

Als sich die Rezession in der Uhrenindustrie bemerkbar machte, waren die Termineure als erste betroffen. Dies konnte für Leute in einem gewissen Alter äusserst negative Folgen haben, denn Zahlungen für die Sozialleistungen konnten dadurch teilweise nicht mehr erbracht werden.

«Wenn ich während den letzten drei, vier Jahren noch genügend Arbeit gehabt hätte, hätte ich eine viel höhere AHV-Rente erhalten. Da ich aber keinen Verdienst mehr hatte, ging die Rente zurück.» (K.M.)

Die Heimarbeit

Die Uhrenindustrie kannte schon immer die Heimarbeit. Sie eignete sich wie kaum eine andere Industrie dazu, denn einige zeitaufwendige Partien konnten ohne den Gebrauch von speziellen Werkzeugen und dadurch ohne lokale Abhängigkeit ausgeführt werden. Es gab Partien der Uhr, welche ausnahmslos in Heimarbeit angefertigt wurden. Dazu gehörte vor allem die zweite Partie der Uhrenherstellung, das «*Megaanis*» (Mécanisme). Das Barillet, welches ausschliesslich in Heimarbeit angefertigt wurde, kann als Teil des Mécanisme angesehen werden.

«Das Barillet. Das ist dort, wo die Feder reinkommt.(...) Sie haben die Feder aufgezogen und danach das Gehäuse darübergestülpt. Das

war eine Kunst. (...) Die Feder musste in irgendeine Nut, wo sie dann ansetzte. Dadurch wurde sie, wenn man sie aufzog, gespannt. Das Barillet hatte aussen Zähne, welches somit der Antrieb war. Die Feder wollte sich nun wieder ausdehnen, das Barillet drehte sich und setzte so das ganze Räderwerk in Bewegung. Das war keine einfache Sache, denn manchmal spickte die Feder davon.» (W.A.)

«Ich habe in Heimarbeit das sogenannte Mécanisme gemacht. Das Barillet erhielt ich schon fertig aufgewickelt. Diejenigen, die das Barillet auffüllten, wie man sagte, lieferten es der Fabrik wieder ab. Wir bekamen es dann von der Fabrik, nicht direkt von den Heimarbeiterinnen. Das wurde zuerst noch kontrolliert.» (H.B.)

Es gab aber auch Teile der Uhr, die sowohl in Fabrik- wie auch in Heimarbeit hergestellt wurden, so z.B. das Setzen der Zifferblätter, der Cadrans. Jede Heimarbeiterin bzw. jeder Heimarbeiter fertigte nur einen relativ kleinen Teil der Uhr an. Heimarbeiten wurden von Fabrikanten, wie auch von Termineuren vergeben. Jeder fertige Teil wurde von Kontrolleusen in der Fabrik bzw. von den Termineuren auf seine Funktionsfähigkeit hin überprüft, bevor er im nächsten Produktionsablauf verwendet wurde.

Fabrikarbeiterinnen liessen sich dann zu Heimarbeiterinnen umschulen, wenn sie ein Kind erwarteten. Diese Frauen wurden in einem Atelier, welches durch eine Frau im Auftrag der Firma geleitet wurde, zu Heimarbeiterinnen ausgebildet.

«Ich lernte während sechs Wochen das Mécanisme in einem Atelier bei der Frau Gribi. (...) Sie lehrte alle Frauen der Fabrik, die ein Kind erwarteten. Sie war von der Technos angestellt, um den Frauen die Heimarbeit beizubringen. Wir waren manchmal zwei bis drei Frauen, die bei ihr lernten.» (H.B.)

Vorteile

Die Heimarbeit ermöglichte den Frauen nebst der Tätigkeit als Hausfrau und Mutter, *«nebenbei noch ein paar Franken zu verdienen (...)»* (H.B.). Sie konnten sich die Arbeit selbst einteilen, was ein Nebeneinander von Erwerbs- und Familienarbeit ermöglichte.

«Man konnte zu Hause arbeiten, wenn man kleine Kinder hatte. Das war der grösste Vorteil als Heimarbeiterin. (...) Man musste nicht in die Fabrik gehen und die Kinder dem Schicksal überlassen. Wir Frauen sagen manchmal noch heute, dass dies das Schönste war, was wir hatten. Wir waren zu Hause, wenn die Kinder von der Schule heimkamen.» (H.B.)

«In dieser Zeit sagte man, die Frauen sollten besser zu ihren Kindern schauen. Besser konnten sie ja gar nicht auf ihre Kinder aufpassen. Meine Mutter machte Barillets und sie strich auch Radium. Wir

waren in der Stube bei der Mutter (...) und sie beaufsichtigte uns. Ich kann mich gut erinnern, wie ich am Boden spielte.» (W.A.)

Die Heimarbeit in dieser Form war einzigartig für Welschenrohr. Dies wurde durch die dörfliche, ländliche Gegend ermöglicht. Firmen am Jurasüdfuss hingegen drängten darauf, dass die Frauen in der Fabrik arbeiteten.

«Bei uns ging das, wir waren ein Dorf. Aber in Grenchen mit 10 000 bis 20 000 Einwohnern anno dazumal, von Biel gar nicht zu sprechen, wäre eine solche Abwicklung gar nicht möglich gewesen. (...) Wenn die Frauen drei bis vier Kilometer von dem Betrieb entfernt wohnten und das ganze Material mittragen mussten. Ich verstehe, wieso diese Frauen nur in der Fabrik beschäftigt sein wollten. Zum Teil hatten sie dann Kinderkrippen. Die Roamer z.B. war die erste Fabrik, die eine Kinderkrippe hatte.» (H.F.)

Die Arbeit wurde immer nach Anzahl hergestellter Stücke entlohnt. Wenn man mehr oder schneller arbeitete, verdiente man auch mehr. Natürlich spielte da die persönliche Geschwindigkeit, welche stark variierte, eine grosse Rolle. Den Kontakt zur Arbeiter-, bzw. «Aussen»-Welt und das eigene erwirtschaftete Einkommen wussten die Frauen sehr zu schätzen.

«Wir haben es gerne gemacht. Man bedauert es heute manchmal noch, dass man es nicht mehr machen konnte. Wenn man an der Technos (heutige Kirsten) vorbeispaziert, hört man sämtliche Frauen dasselbe sagen. Wir hingen so an der Arbeit. Nicht nur des Geldes wegen, man machte es einfach auch gerne. In der Uhrenindustrie kam es einfach immer darauf an, ob man flink war oder nicht. Wenn sie durch den Tag hindurch ihr Quantum nicht erreichten, konnten sie noch die Nacht hindurch arbeiten.» (H.B.)

Es gab auch Männer, die es bevorzugten, ihre Arbeit zu Hause zu erledigen. Dies konnte ganz verschiedene Gründe haben.

«Es gab damals ein paar alte Männer, die nicht in die Fabrik gehen wollten. (...) Meine Mama hatte epileptische Anfälle. So wollte mein Vater zu Hause sein, denn wenn sie durch den Tag hindurch einen Anfall hatte, wäre er sonst nicht zu Hause gewesen.» (H.B.)

Nachteile

Heimarbeiter hatten keine nennenswerten Nachteile, wenn sie ihr Haus der Fabrik als Arbeitsplatz vorzogen. Wollte man jedoch zu Hause arbeiten, musste man das notwendige Werkzeug, das «Gschirr», wie es die Uhrmacher nannten, selber erwerben.

«Wir brauchten nicht so viel. Diejenigen, die Cadrans setzten, benötigten dann schon mehr Werkzeuge. Diese mussten einfach ge-

kauft werden oder es wurde ihnen beim Zahltag abgezogen. (...) Es war für diese Zeit schon noch teuer. Man kann vielleicht sagen, sie mussten einen Monat dafür arbeiten. Aber, ob es genau so war, weiss ich nicht.» (H.B.)

Für die Fabrikanten und die Termineure waren die Heimarbeiterinnen sehr willkommen, lag doch der Verdienst der Frauen einiges unter demjenigen der Männer.

«Klar verdienten wir Frauen weniger, wenn man mit den Männern verglich. Man musste manchmal zu lange arbeiten, damit man überhaupt etwas dabei verdiente. Man verdiente wenig.» (H.B.)

Schlimm wirkte sich dies vor allem in früheren Zeiten für jene Frauen aus, die früh ihren Mann verloren. Damals existierten noch keine Versicherungen oder eine Witwenrente. Wollten sie ihre Kinder nicht einer Vormundschaft übergeben, mussten sie sehr lange arbeiten, um sich und ihre Kinder finanziell durchbringen zu können.

«Meine Mutter erledigte in einem Tag ca. 400 bis 500 Stück. Von morgens 5 Uhr bis abends 11, 12 Uhr.» (R.S.)

Nacharbeit wurde nie speziell entlohnt; sie wurde vor allem in der Zeit der Uhrenkrise unabdingbar. Da keine Reservegelder vorhanden waren, spitzte sich die Terminalsituation zu.

«Da haben wir doch immer in der Nacht noch arbeiten müssen. (...) Die Stücke mussten einfach bedingungslos geliefert werden.» (H.B.)

«Dann sagte sie [die Mutter], ich mache den Abwasch. Montiere mir doch ein paar Federn! Dann montierte ich manchmal hundert über den Mittag. Aber nur Federn aufgezogen und ins Gehäuse gedrückt. Ich kam nach zwölf Uhr nach Hause und fing dann wieder um ein Uhr mit der Arbeit an.» (R.S.)

Die Heimarbeit brachte für die Fabrikanten zusätzliche Umtriebe mit sich.

«In Grenchen wurde nie in solchem Masse Heimarbeit vergeben wie in Welschenrohr. Dort mussten die Frauen in die Fabrik. Heimarbeit ergibt natürlich Umtriebe. Man musste das Gebrachte notieren oder die Ware umtauschen. Für die Frauen war die Heimarbeit angenehm, für den Betrieb bedeutete dies Mehraufwand. (...) Heute würde man sagen, es braucht für die Heimarbeit zwei zusätzliche Stellen. (...) Aber damals spielte dies keine Rolle.» (H.F.)

Dieser Mehraufwand konnte von den Firmen in Zeiten der Hochkonjunktur ohne weiteres erbracht werden. Der wirtschaftliche Nachteil für die Firmen war ein sozialer Vorteil für das gesamte Dorf.

Kinderarbeit

Durch die Heimarbeit wurden die heranwachsenden Kinder zwangsläufig sehr früh mit der Uhrenarbeit konfrontiert. Geht man in die Anfänge der Welschenrohrer Uhrenindustrie zurück, so war das Einspannen der Kinder in die Heimarbeit keine Seltenheit, verdiente man doch für jedes zusätzlich hergestellte Stück auch mehr Geld.

«Wir Kinder spannten dann die Rädchen, bei welchen die Zähne zuwenig tief waren, ein. Man begann zu drehen und bei jeder Umdrehung kam ein Scheibchen drunter und nahm ein klein wenig weg. (...) Wir drehten da oft bis zur Bewusstlosigkeit.» (W.A.)

«Dann stellte man immer zwölf solche Kartons auf. Und das war dann eine Arbeit für uns Kinder. (...) Man legte von jedem Bestandteil zwölf Stück hinein. (...) Man nannte diese Arbeit komplettieren. Mir lief die Arbeit mit der Zeit nach. Ich träumte davon. Ich flog über nichts als solche Kartons hinweg. Das waren nicht gefreute Träume.» (W.A.)

Von dieser Tatsache konnten teilweise Fabrikanten und Termineure profitieren. Man konnte darauf zählen, dass Kinder von Heimarbeiterinnen die Arbeit schon beherrschten. Sie waren als erwachsene Personen ohne vorausgehende Ausbildung einsetzbar.

«Da kam der Hunziker Henry mit Barillets: <Du kannst doch jetzt Barillets machen, ich brauche unbedingt Barillets!> Ich glaube, Eicher Bertha gebar gerade ihr Kind oder so etwas. Ich wollte eigentlich schon lange Barillets machen. Er sagte: <Eh, das kannst du doch. Du hast doch sicher schon bei deiner Mama Barillets machen gelernt.> Dann habe ich sie halt gemacht.» (R.S.)

Die Kinder hatten zu dieser Zeit wenig oder überhaupt keine Freizeit. Oftmals mussten sie auch Garten- und Hausarbeiten erledigen, damit ihre Mutter auf den Uhren arbeiten konnte. Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass Kinder ihren Fähigkeiten entsprechend eingesetzt wurden, beschränkte sich dies manchmal auch nur auf das Austauschen von fertiggestellten Stücken zwischen Heim und Fabrik.

Rückgang der Heimarbeit

Da die Heimarbeit sich nur mit der Fabrikation eines Teiles der Uhr beschäftigte, war sie oftmals monoton. Geht man in die Anfänge des 20. Jahrhunderts zurück, findet man noch Arbeiten, die schon bald beim Ausbau der «echten» Uhrenfabriken in Welschenrohr in den 1920er-Jahren und später wegen des zunehmenden technischen Fortschritts verschwanden. So wurde z.B. das Bedrucken von Zifferblättern, welches als ausgenommen einseitige Arbeit galt, durch den Einsatz von Maschinen ersetzt.

«Hier arbeitete noch ganz alleine ein Straub, der Zahlen aufdruckte. Er nahm mit dem Stempel Farbe auf, (...) fuhr hinüber und musste nur so machen, fertig. Tagelang. Aber es gibt Leute, die stossen sich nicht an monotoner Arbeit.» (W.A.)

Die zunehmende Industrialisierung hatte eine weitere typische Entwicklung zur Folge. Die anfangs dezentrale Herstellung der Uhren wurde zunehmend in die Fabriken verlegt. Der alltägliche Austausch zwischen Heimarbeitern, Termineuren und Fabrikanten ging immer mehr zurück.

«Die Fabrikanten wollten zunehmend, dass die Leute in die Fabrik kamen. Da ging die Heimarbeit ziemlich rapide zurück. Ja, das war doch eine Vereinfachung. Alles war beieinander, <het nit das Gläuf gä im Dorf>. (...) Ja, sie drängten schwer darauf, in die Fabrik zu kommen.» (W.A.)

Der Rückgang der Heimarbeit war durch die fortschreitende technische Entwicklung bedingt. Einerseits wurden teilweise die Bestandteile schon fertig geliefert wie z.B. das Barillet, andererseits konnte durch den Einsatz moderner Apparaturen in der Fabrik die Produktion gesteigert werden. Die Fabrikanten versuchten, die Uhrenherstellung zu zentralisieren.

«Mit der Zeit wurde die Heimarbeit aufgehoben. Das waren die ganz alten Frauen, die diese Barillets herstellten. Dies wurde von den jüngeren Frauen nicht mehr gelernt. Damals musste man noch nicht um jeden Preis in der Fabrik arbeiten. Später dann schon.» (H.B.)

Es gab Frauen, die gezwungen wurden, die Heimarbeit aufzugeben. Die Heimarbeit verschwand jedoch nie vollständig. Es fanden aber Veränderungen statt.

«Wir haben am Schluss nur noch den Aufzug der Uhr montiert. Der Rest wurde in der Fabrik gemacht. Heimarbeit gab es bis zum Schluss. Wir konnten bis 1979 zu Hause arbeiten. (...) Bei uns war es dann die allgemeine Uhrenkrise, die den Untergang herbeiführte.» (H.B.)

Die Fabrikanten

Die Fabrikanten beeinflussten durch ihre Stellung als Arbeitgeber der Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung das gesamte Dorf. Auch wenn sie sich zum Teil im öffentlichen Leben zurückhaltend verhielten, bestimmten sie doch massgebend die Dorfpolitik mit und wussten ihre Interessen durchzusetzen.